

Renate von Rosenberg

Ich - Paganini!

Impressum

1. Auflage: Juli 2010
Dresdner Buchverlag GbR, Bürgerstr. 20, 01127 Dresden •
www.dresdner-buchverlag.de

Urheberrecht am Text: Renate von Rosenberg

Lektorat/Korrektorat: „Verlags- & Autorenservice“ Peggy Salomo
Bürgerstr. 20, 01127 Dresden • www.lektorat-salomo.de

Zeichnungen Cover, Vor- & Nachsatzpapier und S. 33: Peter André Dangschat
(Coverbild auf Originalnoten von Niccolò Paganini)

Layout: „ellegraph“ Dajana Mehner

ISBN: 978-3-941757-16-5

Preis: 17,90 EURO

Inhaltsverzeichnis

Für André und die Kinder

| | |
|------------------------|-----|
| St. Petersburg | 7 |
| Der junge Niccolò | 19 |
| Elisa | 40 |
| Tonella | 66 |
| Elena | 85 |
| Hannah | 100 |
| Der Marquis de Monvert | 124 |
| La Campanella | 148 |
| Lars | 172 |
| Tonellas Schatten | 202 |
| Anmerkungen | 216 |
| Literaturverzeichnis | 221 |
| Die Autorin | 223 |

St. Petersburg

Was war das?

Lisa blieb wie angewurzelt stehen. Da spielte jemand auf einer Geige genau die Melodie, die sie seit Jahren gesucht hatte. Genauer gesagt, wollte sie wissen, wer der Komponist war.

Zum ersten Mal war sie ihr bei der Fernsehübertragung eines Neujahrskonzertes der Wiener Philharmoniker aufgefallen. Da erklang sie gewissermaßen als akustische Passage des Orchesters zwischen den einzelnen Stücken. Die Melodie hatte sich in ihr Ohr geschlichen und ihr Gedächtnis nie wieder verlassen. Diese teils fröhliche, teils melancholische Folge von Tönen, wie sie in solcher Durchsichtigkeit nur eine Geige hervorbringen kann – nie wieder hatte Lisa sie gehört, nie ihr Geheimnis lüften können.

Und nun drang diese Melodie einfach durch die ihrem Zimmer gegenüber liegende Tür. Fassungslos stand Lisa in dem schmalen Flur des vierten Stockes im St. Petersburger Hotel „Oktober“ und lauschte. Ihr Mann hatte den Koffer abgestellt und war gerade dabei, aufzuschließen.

„Hörst du das? Ich wusste doch, das kann nur ein romantisches Geigenthema sein. Was für ein Zufall!“ Sie wollte sich gar nicht trennen.

„Komm herein! Bleib nicht so stehen! Wie sieht denn das aus!“, forderte sie Achim zum Eintreten auf. „Wie gefällt dir das Zimmer?“

„Auf den ersten Blick ganz gemütlich“, fand sie und stellte ihr Handgepäck auf den Tisch.

Es war freundlich bescheiden eingerichtet. Getrennte Betten mit einer bunten Decke als Überzug. Auf den Nachttischen kleine Bettleuchten mit altmodisch gemusterten Lampenschirmen aus Glas. Es gab ein Zimmertelefon. Alles sauber, eigenes Dusch-WC. Und das Beste: Das Fenster zeigte auf den Hinterhof. Hier würden sie ruhig schlafen können.

Lisa öffnete es, blickte in den blassblauen Himmel und atmete tief

ein. Endlich in St. Petersburg! In der Stadt, nach der sie beide sich schon so lange gesehnt hatten. Diese Märchenstadt mit ihren Museen und Palästen! Diese in prächtigste Architektur verwandelte erst 300-jährige Geschichte!

Sie waren zum ersten Mal als Touristen in Russland, westliche Ausländer, vorsichtige Fremde. Russisch konnten sie weder verstehen noch lesen. Doch seit Jahren schon hatten sie die glanzvolle Metropole Peter des Großen sehen wollen, Bücher und Reiseführer gewälzt. Ob es am Geld oder an der Politik gelegen hatte – Russland erschien ihnen als zu weit weg, zu unberechenbar. Aber mit seiner Öffnung nach Westen verloren sie ihre Befürchtungen.

Außerdem wollten sie sich mit ihrem Freund Wladimir Nuzhdin treffen. Er war Restaurator und hatte Zugang zu den Archiven und geheimsten Schätzen der Museen. Und als Lisa eines Tages erklärt hatte: „Jetzt fliegen wir nach St. Petersburg!“, hatte sie auch Achims lange gehegten Wunsch ausgesprochen.

Schon Wochen vor ihrer Abreise begeisterten sie sich an den intensiven Vorbereitungen, planten alle Besuche bis ins Detail. Achim fesselten St. Petersburgs einzigartige Geschichte und die unglaublichen Kunstschatze. Lisa dachte, dass ihr Vater, Sohn einer baltischen Familie, in dieser großartigen Stadt an der Newa geboren worden war. Und mit knapp siebzig wollte sie nun wissen, wo ein Teil ihrer Wurzeln lag.

Von vornherein war das kulturelle Tagespensum der beiden mit Besuchen von Museen, Palästen und Kirchen vollgestopft. Für die außerhalb der Stadt gelegenen Schlösser Peterhof, Zarskoje Selo und Pawlowsk hatten sie eine deutschsprachige Führerin und ein Auto gebucht. Noch vier ganze Tage voll der herrlichsten Eindrücke lagen vor ihnen.

Als sie am Abend müde von einem Bummel über den Newski Prospekt zurückkehrten, empfing sie wieder diese Melodie. Lisa stand wie gebannt und lauschte. Sie summte innerlich mit und mochte

sich gar nicht von den Tönen abwenden. Schließlich zog Achim die Widerstrebende mit sich fort.

Ich muss es wissen, schwor sie sich.

Ob am Morgen oder am Abend, immer wenn sie vor ihrem Zimmer standen, hörten sie hinter der Tür gegenüber die Melodie. Doch dann ließ das jeweilige Tagesprogramm Lisa die Begegnung vergessen.

Auch am Morgen des dritten Tages spielte der Geiger in dem benachbarten Zimmer. Brach immer wieder ab, um neu anzusetzen und sich die geforderte Präzision der Technik abzuverlangen. Übte die wahnsinnigsten Kadenzten.

Lisa lauschte, war beunruhigt. Wer mochte der Mann hinter der Tür sein? Nur ein Virtuose konnte dieser schweren Passage ihre bezaubernde Leichtigkeit geben. *Ich muss wissen, was für eine Melodie das ist, ehe der Geiger abreist*, nahm sie sich vor.

Am vierten Tag fasste sie endlich einen Entschluss. Den Hotelgast von Zimmer 423 anzurufen, wagte sie nicht. Es müsste schriftlich geschehen. Also schrieb sie ihm in Englisch ein Briefchen, in dem sie auf provisorischen Notenlinien die vermeintlichen Töne ohne Takt aufzeichnete. Sie bat den Künstler, ihr den Komponisten zu nennen, den sie schon so lange suche. Und sie schrieb die Telefonnummer ihres Zimmers hinzu. Dann schob sie morgens den Zettel unter der Tür des Geigers hindurch.

Ihr letzter Tag war mit zwei langen Museumsbesuchen sehr anstrengend gewesen. Deshalb hatten sich Lisa und Achim schon frühzeitig schlafen gelegt. Gegen elf Uhr nachts klingelte plötzlich das Telefon. Wer wollte denn jetzt noch etwas von ihnen?!

Lisa nahm schlaftrunken den Hörer ab und eine volle Männerstimme erklärte ihr auf Englisch: „Ich bin derjenige, dem Sie geschrieben haben. Ich hoffe, dass ich Sie nicht gestört habe.“

„Aber nein“, fasste sich Lisa und versuchte, ihr Englisch zusammenzuklauben. Sie dankte dem Herrn und erzählte ihm ihr Anlie-

gen. „Sie haben diese Melodie gespielt. Ich erkannte sie sofort. Ich kann es kaum glauben! Seit zwei Jahren geht sie mir nicht aus dem Kopf, verfolgt mich geradezu. Und jetzt habe ich sie aus Ihrem Zimmer gehört! Verzeihen Sie mein Notengekritzeln, aber können Sie mir den Komponisten sagen?“

„Das Stück stammt von Niccolò Paganini und gehört zum dritten Satz seines Konzertes Nr. 2 in h-Moll. Die von Ihnen gesuchte Melodie ist sehr bekannt als *La Campanella*.“

Er ließ den Namen italienisch ausrollen und machte eine erwartungsvolle Pause.

„Ich habe ... Sie spielen hören“, stammelte sie. „Ich wusste mir keinen anderen Rat, als Ihnen zu schreiben. Sie sind ein Virtuose. Vielleicht habe ich Sie sogar schon einmal gehört? Wenn ich Sie um Ihren Namen bitten dürfte ...“

„Ich heiße Samuel Sendmann. Mein Künstlernamen ist Nikolai Sendmann“, entgegnete er. „Ich lehre am Konservatorium in Stockholm. In drei Tagen gebe ich als Solist ein Konzert in der Musikakademie von St. Petersburg. *La Campanella* steht auch auf dem Programm. Bitte kommen Sie! Dann können Sie das ganze Stück hören.“

„Das geht leider nicht“, bedauerte Lisa, nun gänzlich wach. „Morgen fliegen wir wieder zurück nach Deutschland.“

Also Paganini! Der legendäre Teufelsgeiger! Wer hätte das gedacht ...

„Sicher ein schweres Stück, das sogar einem Virtuosen viel abverlangt“, fragte sie vorsichtig.

„Es hat so seine Tücken. Die gilt es zu meistern“, lenkte er ab. „Was Sie über das bewusste Thema gesagt haben, kann ich verstehen. Ich kenne das, wenn man von einer Melodie, vielleicht sogar von einem Komponisten nicht loskommt ...“

Wieder legte er eine kleine Pause ein, als wolle er ihrer Stimme nachlauschen. Dann erzählte er kurz, dass er in jungen Jahren nach Schweden emigriert und im gesamten skandinavischen Raum aufgetreten sei. „Jetzt bin ich mit meinen Studenten hier.“

„Sie spielen ganz wunderbar!“, flüsterte Lisa. „Sie haben mir ein großes Geschenk gemacht. Ich danke Ihnen sehr und wünsche Ihnen für Ihr Konzert den allerbesten Erfolg.“

Trotz ihrer Müdigkeit konnte sie lange nicht einschlafen. Vor ihrem inneren Auge entrollte sich das Bild einer italienischen Landschaft. Im Hintergrund der leicht rauchende Vesuv und das azurblaue Meer. Bunt gekleidete Menschen versammelten sich um einen hölzernen Tanzboden. Etwas entfernt eine dreiköpfige Gruppe von Musikanten. Jetzt stellten sich die Paare auf. Der Geiger hob den Bogen, nickte seinen Kollegen aufmunternd zu und spielte zum Tanz. Es war ein Volkslied, zu dem ein Glöckchen geläutet wurde. Dann trat als Nächster – groß, schlank und im Frack – Paganini auf die Bühne. Er stellte den linken Fuß vor, drehte sich seitlich, hob die Geige ans Kinn und den rechten Arm hoch.

Er wartete, bis die Spannung im Publikum zu explodieren drohte. Dann fuhr er mit dem Bogen auf sein Instrument herab und raste in Läufen mit schwierigsten Doppelgriffen über die Saiten, dass die schulterlangen Haare nur so flogen. Danach winkte er mit dem Bogen, ganz leicht. Er lächelte genießerisch und zauberte aus seiner Geige den durchsichtigsten Schmetterling von einer Melodie hervor: *La Campanella*!

Das anscheinend Einfache so einfach erklingen zu lassen, dass man es dafür halten könnte, gehört zum Schwersten. Du Teufelsgeiger, dachte Lisa.

Obwohl sie sich nur ein vages Bild von dem legendären Virtuosen machen konnte, verband sie die erotische Ausstrahlung der Melodie unwillkürlich mit dem Violinisten Sendmann. Dessen kehlige Stimme hatte etwas Beunruhigendes gehabt. Ihrem Klang nach musste der Geiger in den mittleren Jahren sein. Wie mochte er aussehen? War auch er ein Mann, dem die Frauen zu Füßen lagen? Irgendwann schlief sie ein.

Sendmann erging es ebenso.

In drei Tagen ist mein Konzert, überlegte er und spürte, wie ihn das Lampenfieber packte. Werde ich den dritten Satz der Campanella meistern? Habe ich mich etwa in meiner Wahl vergriffen? Ich bin nicht mehr zwanzig oder dreißig.

Die Herausforderung war schon immer da, dachte er trotzig.

Schon als Siebenjähriger war er auf der Geige ein Wunderkind gewesen, hatte er den unerreichten Niccolò Paganini zu seinem Idol auserkoren. So wie dieser ein Gott auf der Violine zu sein, war Antrieb seines gesamten Künstlerlebens gewesen.

Zu seiner musikalischen Begabung hatte sich bei Sendmann der jahrzehntelange erbarmungslose Kampf um virtuose Technik gesellt. Brillant – nein, besser noch, schließlich einzigartig zu sein, weltberühmt! Ein zweiter Paganini – ein wiedergeborener! Hatte er nicht deswegen auch seinen Vornamen geändert, Samuel in Nikolai umgetauscht? Seinem Idol ähnlich?

Was Sendmann anderen gegenüber zu verheimlichen suchte, war sein ausgeprägter Paganini-Spleen, der ihn bis in seine Träume verfolgte. Wenn er sich allein glaubte, sprach er sogar mit Paganini – oder auch mit sich selbst. Denn in seiner geheimsten Vorstellung wurde er mit ihm eins.

Vor seinen Studenten versäumte Sendmann es nicht, sie unermüdlich auf die Haltung des Maestros beim Geigenspiel, das technisch kaum zu bewältigende Pizzicato mit der linken Hand und auf dessen legendären Bogenstrich hinzuweisen. Er kannte Paganinis Biografie auswendig, stürzte sich auf jede nur mögliche neue Veröffentlichung und wusste nahezu alles über ihn. In der Hochschule wurde Sendmann daher belächelt und hatte den Spitznamen „Manieni“ – von Manie und Paganini – davongetragen.

Doch was vorerst nur seine Frau Hannah ahnte: Je älter Samuel wurde, umso mehr drohte der Spleen in eine echte Persönlichkeitsstörung auszufern. Sein Perfektionstrieb verleitete ihn dazu, sich mit nahezu selbstzerstörerischem Üben zu quälen.

Sendmann besaß aber noch eine andere Leidenschaft: Er liebte die Frauen. Er wollte sie betören wie einst sein Held. Zielscheibe waren natürlich seine Studentinnen. Mit einigen von ihnen hatte er kurze Affären, von denen er seiner Ehefrau immer getreulich erzählte.

Die hatte sich mit der Zeit jegliche Eifersucht abgewöhnt, weil sie ihren Mann durchschaute. Die jüngeren Frauen waren für sie nicht wirklich wichtig, denn sie wusste, Samuel würde sie nie verlassen. Er war wie ein sehr begabtes altes Kind. Er brauchte sie. Bei seinen Liebschaften reizte ihn nur die Eroberung. Für eine längere Bindung fehlte es ihm an Lust und Zeit. Und eigentlich war er nur in die Liebe verliebt.

Diese Frau, diese Deutsche, die mir den Zettel unter der Tür durchgeschoben hat – sie war von der Melodie verhext. Wie sollte sie nicht?! Auch hat sie mich spielen hören und mich bewundert. Weil ich gerührt war, habe ich ihr sogar meinen richtigen Namen genannt und ihr kurz vom Emigrantenschicksal meiner Familie erzählt. Sie hat begriffen, dass ich Jude bin, und hat geschwiegen. Aus Bedauern oder aus Schuldgefühl? Sie hat keine Schuld, aber eine junge Stimme, in der so etwas wie Sehnsucht schwingt. Sie spricht sogar recht gut englisch.

Sendmann versuchte, sich die Frau vorzustellen. War sie jung? In mittleren Jahren? War sie schön? Vielleicht blond? Natürlich verheiratet. Aber was machte das schon ...

Er ließ seine Finger in den Gelenken knacken.

Sie hat sich in die Melodie verliebt, ohne es zu wissen. Wahrscheinlich auch in den Komponisten. Ihre Handschrift wirkt kindlich. Die Töne sind zwar nur ungelentk hingekritzelt, aber ich habe sie sofort erkannt. Sicher spielt sie Klavier. Nur wenige Frauen können das heute noch. Musikalisch muss sie schon sein, sonst hätte sie die Melodie nicht im Kopf behalten, sich überhaupt nicht mehr an sie erinnert.

Von der Unbekannten schweiften seine Gedanken ab zu seiner Schülerin Katharina. Als 20-Jährige hatte sie angefangen, bei ihm Geige zu studieren. Heute war sie fünfundzwanzig und hatte es – dank seiner Hilfe – weit gebracht. Sie war ein großes, ernsthaftes

Mädchen mit langen rötlichen Haaren und Augen wie hellblaue Aquamarine. Nicht gerade eine Schönheit, aber ein beseeltes Geschöpf, das er hatte formen können. Eine Bewunderin seiner Kunst. Im vergangenen Jahr waren sie in Stockholm sogar zusammen aufgetreten. Er hatte sie gebeten, mit ihm Bachs Doppelkonzert zu spielen. Sie übernahm den zweiten Part und schlug sich hervorragend. Die Zeitungskritiken waren voll des Lobes – auch für sie. Dieser göttliche zweite Satz! Er war mehr als ein Zwiegespräch zwischen ihnen gewesen. Sie hatte ihn mit ihrem Spiel getroffen, ihn im Innersten angerührt. Kurz darauf war sie seine Geliebte geworden. Auch jetzt war sie mit in St. Petersburg und spielte in seinem Studentenorchester.

Doch schon vor einiger Zeit hatte es angefangen: Sie kam zu spät, schließlich gar nicht zu verabredeten Treffen, schob andere Termine vor. Sie bewunderte ihn auch nicht mehr so. Ihr Verhältnis hatte sich abgekühlt, eine Trennung in kleinen Schritten.

Sie hätte dir auch gefallen, Paganini. Sie hätte dich sicher an Eleonora Quilici erinnert. Du weißt, dieses blutjunge Mädchen, das sich dir in Lucca an den Hals warf. Du hast dich bezwungen, hast sie nicht genommen. Das war sehr anständig von dir. Dafür hast du sie mit deiner Musik beschenkt. Vielleicht war ihr Katharina mit vierzehn auch ähnlich ... Ich bin sicher, da haben wir den gleichen Geschmack.

Plötzlich dachte Sendmann an seine Frau. Hannah wusste ja von allem, wusste von seinen Liebschaften und jeweiligen Freundinnen. Natürlich auch von Katharina und dass sie zusammen in St. Petersburg waren.

Paganini, überlegte Sendmann, war nie, wie eigentlich beabsichtigt, in St. Petersburg gewesen und über Warschau auch nicht hinausgekommen. Dafür war er, Sendmann, jetzt hier.

Hannah dagegen saß zu Hause in ihrem Bungalow. Sie tröstete sich mit ihrer Malerei, dem Klavier und ihrem Garten.

Obwohl 14 Jahre jünger als er, war auch sie älter geworden. Ein alter Mann und eine fast schon verblühte Frau. Sie wusste um die

Macht der Musik, schließlich hatte diese sie beide einmal zusammengebracht. Da waren sie noch jung gewesen. Heute war er vierundsechzig.

Sendmann erinnerte sich, wie er sie kennengelernt hatte. Sie hatte sich bei ihm beworben und ihm gleich gefallen.

Hannah Weill-Ringström war die Tochter eines Stockholmer Galeristen, eine aufgeweckte, mittelgroße, schlanke Studentin. Sie trug die schwarzen Haare kurz geschnitten und straff zurückgekämmt. Das Auffallendste an ihr war ihr herzförmiges Gesicht, das sofort die Blicke auf sich zog. Eine freie, gewölbte Stirn über warmen braunen Augen zeugte von hoher Intelligenz. Die gerade Nase sprang deutlich hervor. Dazu bildete das leicht vorstehende Kinn ein harmonisches Gegengewicht. Wenn Hannah sprach, verriet ihr Mienenspiel eine faszinierende Lebendigkeit. Wenn sie lächelte, hoben sich ihre Bäckchen reizend nach oben. Sie war auf den ersten Blick nicht wirklich hübsch zu nennen, dafür aber unbedingt apart. Ihren Künstlertyp unterstrich sie mit langen Ohrgehängen. Sie strahlte eine ungezwungene Natürlichkeit aus, die sie anziehend machte.

Obwohl von spontaner Gefühlsbetontheit, schwankte sie zwischen Skepsis und Naivität. Von Natur aus war sie eine Doppelbegabung und sie überlegte lange, ob sie Malerin oder Pianistin werden sollte. Schließlich hatte sie sich für das Klavierfach entschieden und studierte an der Stockholmer Musikhochschule. Ihre beste Freundin Greta war Schülerin des berühmten Geigenprofessors und Virtuosen Samuel Sendmann. Hannah hatte also schon manches über seine Frauengeschichten gehört.

Als sie eines Tages am Schwarzen Brett eine Ausschreibung von ihm entdeckte, dass er eine Klavierbegleitung als Ersatz für seine erkrankte Partnerin suchte, nutzte sie die Chance. Sie bewarb sich und erfüllte seine Ansprüche. Er hatte sogar mehr als ein Lob für sie übrig.

Die beiden begaben sich auf Konzerttournee nach Polen. Bisher

hatte er sich ihr gegenüber immer sehr zurückhaltend gezeigt. Dann dauerte ihm das plötzlich zu lange und er bat stürmisch um ihre Hand.

Hannah war völlig verblüfft. War das nur ein Trick? Ein Annäherungsversuch wie bei seinen jungen Studentinnen? Oder doch mehr? Mit siebenundzwanzig hatte sie gerade den Abschluss mit Auszeichnung erreicht. Und nun sein Antrag.

Nach kurzer Überlegung sagte sie zu. Nach einer unglücklichen Liebe erschien ihr die Ehe mit einem 14 Jahre älteren Professor durchaus vernünftig. Natürlich konnte es nicht die große Liebe sein. Was sie jedoch zutiefst mit Samuel verband, war die Musik.

Drei Monate später heirateten sie.

Sie wurde seine ständige Klavierbegleiterin – die beste, die er je hatte. Dass sie nebenbei auch malte, störte ihn nicht. Im Gegenteil, er ermunterte sie sogar. Und es schien außerdem, dass er *sie* manchmal bewunderte.

Er erwarb einen Bungalow auf einer Schäre kurz vor Stockholm. Hannah lebte sich ein. Sie verehrte Sendmann wegen seines fantastischen Geigenspiels, dem sie gerne lauschte. Auch das Üben störte sie nicht. Das Haus war groß genug. Hier lebten sie ruhig zusammen.

Hannah begann, seine Konzerttourneen zu organisieren. Kinder kamen nicht. Als er ihr einmal von seiner Zuneigung erzählte, die er für eine Studentin empfand, flammte Eifersucht in Hannah auf. Und als er ihr wiederholt von dieser und jener kurzen Affäre berichtete, wurde sie wütend und schrie ihn an, drohte ernsthaft, ihn zu verlassen. Zerknirscht beruhigte er sie, die Geschichte sei schon wieder vorbei.

Du hast nie geheiratet, Paganini, dachte Sendmann. Deshalb musstest du dich auch nicht vor einer Frau rechtfertigen. Ich war nicht so unabhängig wie du. Ich brauchte eine Heimat, ein Zuhause, einen Menschen, dem ich vertrauen konnte. Zudem hatte ich eine feste Anstellung.

Du hingegen warst immer ein Zugvogel. Die Frauen hätten dir nie so viel bedeuten können wie die Musik. Sie war dir das Wichtigste. Das Komponieren fiel dir leicht. Auch darin warst du genial, nicht nur als Virtuose. Ich habe dich nie erreichen können. Daher bewundere ich dich auch so.

So ging das über Jahre. Hannah begriff: Er brauchte die weibliche Anerkennung, um sich als Meister auf der Geige zu fühlen, als der zweite Paganini, der er nicht war, nie sein konnte. Auch nicht eben ein Meister in der Liebe. Wer wusste das im Innersten nicht besser als er, dachte Hannah und vergab ihm deshalb. Außerdem war bekannt, dass er verheiratet war und nie an Scheidung dachte. Solange er Hannah von seinen kurzen Amouren erzählte, drohte ihr keine Gefahr. Es war wie ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihnen, dass sie diese Liebschaften geflissentlich übersah. Mit dem Verstand hatte sie sich ihre Eifersucht abgewöhnt – dachte sie jedenfalls. Ein Stachel blieb immer.

Nur noch gelegentlich gingen sie gemeinsam auf Konzertreise. Hannah war nicht nur seine Managerin. Sie war der Spiegel seiner Verletzlichkeit, seine unbestechliche Freundin und Kritikerin. Dass er ihr alles gestand, verlieh ihr Macht über ihn – die sie aber nicht ausnutzte. Zwischen ihnen hatte sich so etwas wie ein geschwisterliches Verhältnis entwickelt. Als sie dann vor acht Jahren beschloss, sich ganz aus dem Musikleben zurückzuziehen, blieb ihm das Feld allein überlassen.

Seine *Scarampella*, eine alte italienische Geige, hatte er vor Jahren bei *Sotheby's* in London ersteigert. Wie sie auf Frauen wirkte, hatte Hannah ja am eigenen Leib gespürt. Später zog sie auch Jüngere magisch an und ließ Sendmann sein Älterwerden vergessen. Das allein ließ bei Hannah immer wieder einen Rest von Eifersucht aufflammen.

Früher hatte er noch eine passable Figur abgegeben. Mit seinem markanten Kopf, ein wenig jungenhaft, groß und schlank, sah er sehr gut aus. Verwachsen mit seiner Geige, sie haltend wie eine Ge-

liebte, ihr Töne entlockend, die Frauen schwach machten. Allein sein Lächeln konnte sie schon verführen.

Frauen verlieben sich eben in Künstler, dachte Sendmann. Weil es ihnen schmeichelt, mit Musik, sei es eine Geige oder die männliche Stimme, umworben zu werden. Sie bilden sich ein, was der Mann dort oben auf dem Podium produziert, gelte nur ihnen. Sie leben in zwei Welten: in einer realen, die nüchtern, oft glücklos ist, und in einer geträumten, die ihnen alle Möglichkeiten der Fantasie eröffnet.

Früher auf der Bühne hatten vor allem die Frauen Sendmann bewundert, ihm Bravo-Rufe zugeworfen oder Blumen in die Garderobe geschickt. Häufig hatte er Frauengeschichten, genoss seine schnellen Siege. Sie schmeichelten ihm und stärkten sein Selbstbewusstsein. Doch immer blieben die Frauen auf der Strecke.

War es bei Paganini nicht ebenso? Leidenschaftliche Liebschaften, hinreißende erotische Erfolge? Ja! Doch nie hatte er eine dieser Frauen geheiratet. Hatte sie alle verlassen, sogar fortgeschickt. Bloß keine Bindung! Nur das Kind, das einzige, den Sohn Achille, diesen hatte er behalten und ihn mit all seiner Liebe überschüttet.

Nicht einmal Antonia, die Mutter deines Kindes, hast du geheiratet.

Ihr wart nie eine Familie. Nur Achille hat sie dir zeitlebens ersetzt.

Aber wenigstens hattest du diesen Sohn. Es ist wichtig für einen Mann, einen Sohn zu haben. Ich kenne dieses Gefühl nicht. Es muss dich sehr stolz gemacht haben.

Sendmann hatte sich nie von Hannah getrennt. Wenn sie ihn aus ihren großen grauen Augen anschaute, blickte sie in sein Innerstes. Sie lächelte, erzählte viel und verschwieg das meiste. Ihr Antlitz trug noch immer feine Züge, Erinnerungen an die Schönheit der Jugend. Wenn er sich selbst dagegen im Spiegel betrachtete, grinste ihm ein gealtertes Gesicht entgegen. Seine Wangen waren eingesunken und von Falten durchzogen. Die Mundwinkel hingen herab. Die Nase war länger geworden. Nur seine Augen unter starken, dunkelhaarigen Brauen besaßen noch immer etwas Zwingendes.

Ein alter Raubvogel eben.

Er war halbwegs zufrieden.

Sendmann versagte sich weitere Gedanken. In drei Tagen fand sein Konzert statt und er war immer noch nicht vollends glücklich mit dem dritten Satz.

Er musste sich ausruhen.

Plötzlich packte ihn ein heftiger Schmerz in der linken Brust. Er hatte das schon einmal erlebt. Es war, als kralle sich eine Faust erbarmungslos um sein Herz. Hielt es gepackt, ließ es nicht los.

War das der Tod? Er zitterte. Eine nie gekannte Angst lähmte ihn. Er lag ganz still, wagte kaum zu atmen.

Endlich löste sich der Krampf.

Ich müsste einen Arzt aufsuchen. Das wusste er nur zu gut.

Nur langsam wich die Panik. Er trank einen Schluck Wasser. Nach einer Weile beruhigte er sich und wagte wieder tiefer zu atmen.

Später wälzte er sich unruhig im Halbschlaf. Wachträume, die durchlebte Angst plagten ihn, dazu kurze Fetzen von Erinnerungen. Dann endlich tauchte er ein in seine eigentliche, seine geheimste Welt, die nicht einmal Hannah gänzlich kannte: Er war nicht mehr Sendmann, nicht mehr Samuel, sondern Nikolai-Niccolò. Die Frauen lagen ihm zu Füßen.

Und das Letzte, was er im Hinübergleiten dachte, war: **Ich bin Paganini! Ich bin in St. Petersburg angekommen!**

Der junge Niccolò

1794 bis 1805

Wie jeden Morgen wachte der Knabe morgens von dumpfem Klopfen aus dem Hause gegenüber auf. Dann bearbeitete der Metzger Signore Agnelli mit einem großen, flachen Messer sein Schweinefleisch, um es anschließend sorgfältig in Stücke zu zerteilen. Sein Geschäft lag in der Gasse Passo di Gatta Mora, auch *Katzengang* genannt. Diese Straße war so schmal, dass sich an der engsten

Stelle die Frauen die Hände reichen konnten. Für das Aufhängen der Wäsche waren zwischen den Häusern Schnüre gespannt.

Der 13-Jährige erhob sich gähmend und schaute zum Zimmer der Signora Marina Agnelli gegenüber. Diese schob gerade den Vorhang beiseite und riss das Fenster auf. „Du hast ja gestern Abend schon wieder so lange geübt, Niccolò. Hast du denn wieder zu wenig zu essen bekommen?“

Sie hörte den Jungen jeden Tag stundenlang fleißig üben. Und sie wusste sogar, dass Vater Paganini seinen Sohn so lange in seinem Zimmer einsperrte, bis er sein Pensum erledigt hatte. Erst danach durfte er essen.

„Nein, daran lag es nicht, Signora Agnelli. Ich übe deshalb noch mehr, weil wir bald nach Parma fahren wollen. Papa möchte mich dort dem berühmten Professor Alessandro Rolla vorstellen. Am liebsten hätte er natürlich, dass der mich als Schüler nimmt.“

Signora Marina schüttelte ärgerlich den Kopf. „Deinen älteren Bruder Carlo hat er nie so traktiert wie dich. Der spielt ja auch Geige. Aber natürlich nicht so schön wie du ... Was Väter nicht alles tun, um ihre Kinder zu Wunderkindern zu machen – ja, sie dazu zu prügeln!“, rief sie empört. „Ich höre doch, wenn du schreist! Es ist eine Schande! Wahrhaftig, man sollte deinen Vater anzeigen. Du spielst jede Woche in der Kirche und hast sogar schon in San Filippo zwei wunderschöne Konzerte gegeben. Er kassiert dafür und behandelt dich trotzdem wie einen Hund! Armer Engel! Es ist empörend!“ Und verschmitzt raunte sie dann: „Ich habe einen Kuchen für dich. Wenn du nachher runterkommst, stecke ich ihn dir zu.“

Mitleidig betrachtete sie das schmale Gesicht, in dem zwei große schwarze Augen standen. Ebenfalls schwarze lange Haare umrahmten es. Und so hübsch es auch war, Niccolò sah blass und kränklich aus. Es war zu traurig ...

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Signora Agnelli. Werden Sie denn am Donnerstag zu meinem Konzert im Theater San Agostino kommen? Ich werde Mama betteln, bei meinem Vater um eine Frei-

karte für Sie zu bitten.“ Er wusste, dass ihr die Fleischersfrau dann ein ordentliches Stück Kotelett mehr für Niccolò zustecken würde.

„Um wie viel Uhr ist das?“ Signora Agnelli lehnte sich neugierig aus dem Fenster.

„Um sieben. Das Konzert wird von Marchese Di Negro zu meinen Gunsten veranstaltet. Es stand sogar in der Zeitung! Vom Erlös können wir nach Parma fahren. Ich darf auch meine eigene Komposition *La Carmagnola* spielen.“

Die Signora staunte. „Das Revolutionslied? Diese Jakobinerhymne? Ich habe sie dich ja schon oft spielen hören. Sie klingt sehr schön. Das Stück, die Variationen, wie du sie spielst, die sind wirklich von dir?“

„Ja, es sind vierzehn, Signora Agnelli. Mein Lehrer, Professor Costa, hat mir geholfen, sie aufzuschreiben.“

Die Revolutionshymne *La Carmagnole* der Franzosen hatte Niccolò schon häufig gehört. Die Leute sangen oder musizierten sie in den Gassen, war sie doch ein aufrührerisches Lied, in dem vom Ende der Unterdrückung und von der Freiheit die Rede war. Solch jakobinisches Gedankengut eroberte von Frankreich her ganz Norditalien. Und noch bevor die Franzosen kamen, begeisterte sich die Bevölkerung in Genua schon für die republikanischen Ideale.

„Ich habe sogar eine Phrygische Mütze!“, rief Niccolò stolz.

„Aber die wirst du doch nicht bei dem Konzert aufsetzen?! Nein, so was! Obwohl du erst dreizehn bist, unterstützt dich schon ein Marchese! Aus dir wird noch mal ein berühmter Künstler, Niccolò. Ich spüre das“, ereiferte sich die gutmütige Nachbarin.

„Das hat mir meine Mama auch verraten. Im Traum ist ihr ein Engel erschienen. Der hat ihr gesagt, dass ich einmal ein großer Violinspieler werden würde.“

Seine Mutter war eine einfache, gute Frau. Wie die meisten Menschen in diesem Viertel besaß sie nicht die geringste Bildung. Sie ging voll in ihrem Haushalt und in der Sorge für die Familie auf, war sehr fromm und sang gern.

„Perbacco! Sogar die Heiligen sind auf deiner Seite!“ , lachte Signora Agnelli herzlich. „Ziehst du deinen schwarzen Samtrock an?“ Niccolò nickte.

„Wenn du dich so fein machst, dann muss ich ja kommen. Und applaudieren werde ich dir auch. So laut ich kann. Ciao, caro mio!“ Sie warf ihm eine neckische Kussband zu und schloss das Fenster.

Ehe er sich sein Stück Kuchen abholte, eilte Niccolò – dicht an die Häuserreihe des Katzensganges geduckt – vorbei an den vertrauten kleinen Läden mit ihren Auslagen. Er drückte sich um einige Straßenecken herum, bis er an den Hafen kam. Den Vater hatte er kurz zuvor nach Hause kommen hören, sodass von dieser Seite her keine Gefahr bestand.

An der Mole sog er tief die frische Seeluft ein. Es roch nach Salz und Meer. Hier pulsierte das Leben. Hier lockte die Freiheit. Dicht hintereinander lagen die schweren Frachtsegler am Pier vertäut, weiter draußen die Brigantinen und Dreimaster vor Anker. Dazwischen strebten Ruderbarkassen hin und her. Von den kleineren Booten her stank es nach Fisch. Die Männer warfen ihren Fang in Kisten und trugen diese zu den bereitstehenden Handkarren.

An einer ruhigeren Stelle des Piers waren Netze zum Trocknen aufgehängt. Dort saßen die Netzflicker und erledigten ihre Arbeit. Zwischen das Geschrei der Fischer und Schauerleute mischte sich von irgendwoher Musik. Niccolò bot sich das Bild unentwegten Treibens.

Wie schön wäre es für ihn gewesen, noch etwas hier verweilen zu können. Doch sein Vater erlaubte das nicht. Aufseufzend eilte er also wieder zum Üben nach Hause.

Zwei Tage später drängten nach der Ankündigung in der *Gazzetta di Genova* viele neugierige Menschen zu Niccolòs Konzert in das Theater San Agostino. Noch ein Kind und schon ein Virtuose? Antonio Paganini, Niccolòs Vater, verteilte mit vor Stolz geschwell-

ter Brust im Vestibül Programmzettel. „*La Carmagnola, – 14 Variationen von dem erst 13-jährigen Komponisten Niccolò Paganini, von ihm selbst auf der Geige dargebracht*“, stand darauf.

Vater Antonio liebte aber nicht nur die Musik, er frönte auch dem Glücksspiel. Neben seinem Beruf betrieb er einen Handel mit Musikinstrumenten, hauptsächlich mit Geigen. Er nannte sich einen „Musikanten und Hausbesitzer“. Wie die meisten Genueser achtete er sehr aufs Geld und hatte sich über die Jahre, auf welche Weise auch immer, ein kleines Vermögen zusammengespart. Dieses gestattete ihm, ein Landhaus in der kleinen Ortschaft San Biagio in den Bergen im Polcevera-Tal zu erwerben. Dort verbrachte er mit seiner Familie – seiner Frau Teresa, den beiden Söhnen und den Töchtern Domenica und Nicoletta – einige Wochen im Sommer. Wenn er nicht als Packer am Hafen arbeitete, spielte er in seinen Mußestunden eifrig Gitarre. Dann trat der kleine Niccolò neugierig hinzu und durfte manchmal die Saiten zupfen. Bald spielte er auch schon einfache Liedchen auf diesem Instrument.

Schon früh hatte Antonio das außergewöhnliche musikalische Talent seines zweiten Sohnes erkannt. Bald stellte er zudem fest, dass der Kleine das absolute Gehör besaß. Als Niccolò sechs war, drückte ihm der Vater eine passende Geige in die Hand und erteilte ihm ersten Unterricht. Dabei ging er äußerst streng vor und verlangte von dem Kind stundenlanges Üben.

Als er ihm nach einigen Jahren nichts mehr beibringen konnte, meldete er Nico beim Dirigenten des Herzoglichen Orchesters, Giacomo Costa, als Schüler an. Unter dessen sachkundiger Anleitung machte der Knabe bald derartige Fortschritte, dass er gelegentlich in den Privathäusern von Adligen und Kaufleuten geigen durfte. Auch einige Pfarrer baten den Vater, Nico in ihren Kirchen spielen zu lassen. Kleine Konzerte schlossen sich an.

Nun war der Tag seines ersten öffentlichen Auftritts herangekommen. Sein Vater und sogar Marchese Di Negro hatten ihn bis auf die Bühne begleitet.

Niccolò war schrecklich aufgeregt. Als er hinter dem Vorhang den dicht besetzten Theatersaal erblickte, packte ihn die Angst. Am liebsten wäre er davongelaufen. Doch der Marchese lächelte ihm aufmunternd zu und als sich der Vorhang hob, schob er den Jungen vor.

Da stand er nun mit seiner Geige. Sie war zwar etwas zu groß für ihn, aber er hatte sie durch hartes Üben so bezwungen, dass sie sich ihm unterordnete.

Das Publikum schaute zuerst etwas ungläubig auf den schwächlichen Knaben. Doch kaum hatte er den Bogen angesetzt, kaum waren die ersten Töne der *Carmagnole*-Variationen erklingen, da lauschten ihm seine Zuhörer schon in atemloser Spannung.

Immer freier und wilder wurde sein Spiel. Immer stärker geriet das Publikum in Erregung. Und als Niccolò den Bogen senkte, brandete im Saal Beifall auf. Seine Augen suchten Signora Agnelli. Im zweiten Rang erblickte er sie, wie sie ihm zuwinkte und unentwegt klatschte.

Als er noch seine erste – dem Vater gewidmete – Sonate als Zugabe spielte, fand der Jubel kein Ende. Niccolòs erstes öffentliches Konzert war ein Riesenerfolg.

Es waren so viele Eintrittsgelder zusammengekommen, dass Vater und Sohn die Reise nach Parma antreten konnten. Der Marchese hatte sogar noch etwas draufgelegt. Zudem erbot er sich, die beiden in seiner Kutsche mitzunehmen. Auch er sah für den Jungen eine große Virtuosenlaufbahn voraus und freute sich an dem Gedanken, dieses Talent fördern zu können. Er kannte in Parma und anderen norditalienischen Städten wichtige Persönlichkeiten und machte es zu seinem Anliegen, von ihnen Empfehlungsschreiben für Niccolò zu erhalten.

„Es müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir für dich nicht einen Laufsteg nach ganz oben fänden“, meinte er aufgeräumt und schlug ihm auf die schmale Schulter.

Das mit dem Teufel wollte Nico lieber vergessen. Wenn er geahnt

hätte, dass man ihn später in ganz Europa mit diesem üblen Burschen in Verbindung bringen würde, wäre er vielleicht auf seinem Wege umgekehrt. Doch die Musik hatte ihn bereits wie ein Rausch gepackt.

Als sie im Hause von Professor Rolla eintrafen, empfing sie lediglich die Frau des Meisters. Verlegen sagte sie: „Es tut mir sehr leid, meine Herren, dass mein Mann Sie nicht empfangen kann. Er liegt krank zu Bett. Er bedauert es wirklich sehr.“ Dann führte sie die beiden Herren und den Jungen in einen kleinen Salon, um ihnen eine Erfrischung zu holen.

In diesem Musikzimmer hatten sie gerade auf einem steifen Sofa Platz genommen, als Niccolòs Blick auf eine Violine fiel. Sie lag auf einem runden Tisch. Daneben befand sich ein Notenständer mit von Hand beschrifteten Blättern. Antonio erhob sich, Nico folgte ihm und sie überflogen die erste und zweite Seite.

Der Sohn schaute fragend zum Vater auf. Dieser nickte ihm zu. Da ergriff Nico das Instrument und spielte Rollas neuestes Konzert tadellos vom Blatt.

Plötzlich öffnete sich die Verbindungstür des Zimmers und der Professor, der nicht hatte glauben wollen, dass ein Knabe von 13 Jahren so perfekt spielen könne, steckte seinen Kopf herein. Er war im Morgenrock und trug eine Nachtmütze.

„Perbacco!“, entfuhr es ihm, als er den noch nicht einmal Halbwüchsigen sein schwieriges Werk aus dem kaum leserlichen Manuskript mit solcher Meisterschaft herunterspielen sah. „Wenn ich das höre, habe ich keine Zeit, krank zu sein! Du bist also Niccolò Paganini?! Ich glaube, den Namen wird man sich merken müssen.“ Er lächelte. „Natürlich werde ich dich unterrichten. Aber jetzt spiel mir etwas von dir vor – die *Carmagnola!*“

Nico wurde ganz rot vor Stolz. Doch wie er es gelernt hatte, verbeugte er sich vor seinem Zuhörer und setzte den Bogen an.

Nach drei Variationen rief Professor Rolla: „Bravo! Das hast du

sehr gut gemacht! Auf der Geige werde ich dir nicht sehr viel mehr beibringen können. Dafür aber in Kontrapunktik und Intonation. Dein Bogenstrich muss noch reiner werden. Haha, durchsichtig wie ein Wassertropfen!“, kicherte er. „Wenn du einmal ein richtiger Komponist sein willst, musst du noch viel lernen. Ich werde dafür sorgen, dass du außerdem bei Hofkapellmeister Paer Unterricht in Kompositionslehre erhältst. Wenn ich dich so ansehe, geht es mir schon gleich viel besser“, kratzte er sich am Kopf. „Du kannst bei uns wohnen. In drei Tagen fangen wir an!“

Was für eine Wende in seinem Leben! Endlich fort vom tyrannischen Vater! Nico konnte sein Glück kaum fassen. Als er allerdings daran dachte, dass er sich nun auch von der Mutter trennen musste, kamen ihm die Tränen.

„Küss dem Professor die Hand!“, zischte ihm sein Vater zu.

Überglücklich wollte sich Nico auf diese Weise bedanken, doch Rolla entzog ihm die Hand. „Bei mir musst du das nicht. Wenn du mir danken willst, streng dich an und lerne! Das würde mich am meisten freuen. Du bist besonders begabt. Deshalb darfst du nicht eitel werden. Ein Künstler soll in erster Linie nur der Kunst dienen.“ Damit entfernte er sich und schickte seine Frau wieder herein.

Auch Antonio Paganini war hochofregt. Ingeheim hatte er gehofft, dass alles so kommen möge. Das Lob des Professors hatte ihm gewaltig geschmeichelt. Nun sollte Nico also zunächst einmal im Hause der Rollas wohnen. Das kam ihm sehr gelegen. Sie würden ein Auge auf ihn haben, denn er selbst könnte nur ab und zu nach dem Rechten sehen.

Die Signora vereinbarte mit ihm den monatlichen Preis für Unterricht und Logis. „Wie Sie gehört haben, hält mein Mann den Jungen für außergewöhnlich begabt. Dennoch glaubt er, dass drei Jahre weiterer Unterricht für ihn nötig sind. Außerdem muss er ja noch zur Schule gehen.“

„So lange? Zwei Jahre müssten doch auch reichen. In Genua gibt es

ebenfalls Schulen“, ereiferte sich Vater Paganini, weil er an das viele Geld dachte. Zum Glück hatte der Marchese ihm eine Unterstützung angeboten, die er dankend annahm. Außerdem würde Nico ihm später alle Auslagen bis aufs Letzte zurückzahlen müssen.

Die Signora beruhigte ihn: „Das wird man sehen. Da Sie einen so talentierten Sohn haben, kann er, wenn er fleißig ist, das erforderliche Pensum vielleicht auch rascher absolvieren. Das Beste für Niccolò ist, dass Sie ihn uns gebracht haben.“

Für den Knaben begann nun eine Zeit ernsthaften Lernens.

Vormittags hatte er drei Stunden Unterricht bei Professor Rolla. In den Nachmittagsstunden besuchte er die kleine Privatschule von Signora Petronelli in Borgo San Tommasini. Auf seinem Stundenplan standen Mathematik, Literatur, Französisch, Geschichte und Geografie. Außerdem erlernte er den sicheren Umgang mit der italienischen Orthografie. Die französische Sprache liebte er besonders. Und insgeheim schwärmte er für seine Lehrerin, weil sie so gut roch.

Signora Martello war gebürtige Französin und mit einem italienischen Professor verheiratet. Ihr Italienisch hatte einen kleinen französischen Akzent, was Nico aufregend fand. Mehr noch entzückten ihn ihre Kleider. Sie waren à la mode tief ausgeschnitten und präsentierten einen prächtigen Busen.

„Wenn du magst, kannst du am Sonntagnachmittag zu mir kommen. Dann sprechen wir nur französisch miteinander. So lernst du es noch besser“, bot sie ihm an.

Aus einem wurden mehrere, schließlich regelmäßige Sonntage. Anfangs war Signora Martello noch dabei, verzog sich dann aber in sein Arbeitszimmer. Mit der Zeit ließ er sich bei den Konversationsstunden gar nicht mehr blicken. Für Nico waren diese Besuche eine willkommene Abwechslung. Außerdem liebte er es, von der Signora mit Kaffee und Kuchen umsorgt zu werden. Er erzählte ihr von seiner Familie, von den Rollas und natürlich von seiner Musik.

„Dann spiel mir doch mal etwas vor!“, bat sie ihn.
Das nächste Mal brachte er seine Geige mit und als er geendet hatte, saß Signora Martello auf dem Sofa und weinte.
„C'est trop beau, c'est une merveille!“ Sie starrte den Jungen an wie eine Erscheinung. „Du bist ja ein richtiger Künstler!“, drückte sie ihn an sich, sodass er tief in ihren Ausschnitt spielen konnte.
Von nun an musste er ihr jedes Mal ein Ständchen bringen und wartete nur darauf, dass sie ihn vollbusig umarmte. Dann roch er ihr herrliches Parfüm und war von ihrer Mütterlichkeit beunruhigt. Ihre Zuneigung erwiderte er stets mit einem artigen Handkuss.
So lernte er spielend die französische Sprache.
Und noch etwas anderes liebte er an Parma: Endlich hatte er einen Freund gefunden.
Luigi Guglielmo Germa war der Sohn eines Kaufmanns und ein Jahr älter als Nico. Kennengelernt hatten sie sich in Signora Petronellis Privatschule und waren sich gleich sympathisch gewesen, denn Luigi spielte ebenfalls Geige. Er war lebenslustig, den schönen Dingen zugewandt und wollte Maler werden. Davon hielt sein Vater jedoch nichts und bestand darauf, dass sein Sohn einen ehrenwerten Beruf ergriffe. Nach seinem Schulabschluss sollte Luigi Recht studieren und Anwalt werden.
Luigi hatte eine jüngere Schwester, an der er zärtlich hing. Rosina war gleichaltrig mit Nico, vom Wesen her unterschieden sie sich jedoch sehr. Sein andauerndes Lernen hatte ihn ernsthaft gemacht. Auch neigte er schon als Knabe zur Nachdenklichkeit. Sie hingegen war springlebendig, versteckte gern Nicos Sachen, wenn er bei der Familie Germa eingeladen war, und schließlich sich selbst in allen möglichen Schränken. Wenn man sie entdeckt hatte, schrie sie vor Entzücken.
Mit ihren seidigen blonden Haaren und der Figur eines Weidenzweiges im Wind war sie ein niedliches Mädchen.

Die Zeit verging. Was anderen Studenten in Parma erst nach mehrjährigem Studium gelang, schaffte Nico leichtfüßig in zwei Jahren. Außer den genannten Lehrern unterrichtete ihn noch der Cellist Gasparo Ghiretti in Harmonik und Komposition. Der Studiosus war so hingerissen von den Möglichkeiten, die sich ihm endlich boten, dass er wild drauflos komponierte. Vor allem die Instrumentalmusik hatte es ihm angetan.
Alles geschah jedoch immer unter der fachlichen und verständnisvollen Aufsicht seiner Lehrer. Er war gerade einmal fünfzehn. Sein früher Ruf drang bald über das Konservatorium hinaus und Niccolò erhielt vom Herzog von Parma eine Einladung in dessen Sommerresidenz in Colorno. Dort begeisterte er ein erlesenes Publikum so, dass sich vor allem die Damen vor Entzücken kaum zu halten wussten. Sie überschütteten ihn mit Geschenken. Die Herzogin übergab ihm einen Ring und der Herzog verlieh ihm sogar seinen Hausorden.
Zu den Gästen zählte auch der Maler Pasini, der selbst ausgezeichnet Geige spielte. Nach dem Konzert bat er Niccolò in einen Nebenraum.
„Sie haben mich außerordentlich beeindruckt, Signore Paganini. Ich bin davon überzeugt, dass Ihnen eine große Karriere bevorsteht. Ich möchte mich in einer gewissen Weise daran beteiligen, indem ich Ihnen meine Geige verehere. Wenn Sie mir dieses Violinstück“, er holte drei beschriebene Notenseiten hervor, „vom Blatt spielen, gehört sie Ihnen. Es ist eine Violine von Guarneri aus dem Jahre 1742. Eine *Guarneri del Gesù!*“, fügte er noch einmal beschwörend hinzu und schaute Nico erwartungsvoll an.
„Zu Ihren Diensten, Signore!“, erwiderte der junge Mann galant. Ein Schauer überlief ihn, als er dieses herrliche Instrument von einem der berühmtesten Geigenbauer Italiens in der Hand hielt. *Ich muss sie haben*, war sein erster Gedanke.
„Darf ich zuvor einige Töne darauf anstimmen?“
„Selbstverständlich. Das ist Ihr gutes Recht.“

Und schon nach vier zarten Tönen wusste Niccolò, wie sie klang. Sie war wunderbar. Sie war ein Meisterstück. Nun, er würde seines dazu liefern ...

Er setzte den Bogen an und spielte das vorgegebene Stück. Es war nicht lang, aber schwer. Es verlangte die vollste Beherrschung der Technik. Doch er meisterte sie virtuos. Er beherrschte die Geige. Er brachte sie zu ungeahntem Klingen, ließ sie jubeln und schluchzen. Sie war wie Wachs in seinen Händen.

Als er geendet hatte, zitterte er.

„Sie gehört Ihnen, Signore Paganini!“, rief der Maler leidenschaftlich aus. „Kein anderer als Sie darf sie künftig entweihen!“ Pasini verneigte sich ergriffen und umarmte den Jüngling.

Da wusste Niccolò, dass er zu Höherem berufen war.

„Ich werde Ihnen die *Guarneri* mit meinem Erfolg danken“, versprach er. „Nur ich werde sie spielen!“

Sie sollte zeitlebens sein Lieblingsinstrument sein.

Im Frühsommer 1796 schaute ganz Italien gebannt auf den jungen französischen General Bonaparte. Ihm eilte die Fama ständiger Siege voraus. Mit seinen Truppen rückte er, über den Monte San Giacomo südlich der Alpen kommend, nach der Schlacht bei Lodi am 7. Mai durch die Lombardei auf Parma und Mailand zu. Immer wieder hatte er verbreiten lassen, er wolle das Volk der Italiener von der Tyrannei des Adels und der Kirche befreien.

Der Herzog von Parma schickte Bonaparte Abgesandte entgegen, die um einen Waffenstillstand für die Stadt bitten sollten. Da dieser Fürst für den siegreichen französischen General keine politische Bedeutung besaß, wurde am 9. Mai in Piacenza ein Abkommen unterzeichnet. Dafür erlegte Bonaparte dem Herzogtum alle Opfer auf, die es erschwingen konnte. Der Herzog bezahlte zwei Millionen Lire in bar, lieferte eine große Menge Korn und Lebensmittel und stellte 1600 Kavallerie- oder Artilleriepferde. Außerdem verpflichtete er sich, alle Kosten für Militärstraßen und Lazarette

zu tragen, die man in seinen Ländereien einrichten würde. Wie schon zuvor in anderen italienischen Städten, in denen Bonaparte unvergleichliche Kunstwerke von Correggio, Michelangelo und Raffael für das Pariser Museum zusammenraffte, forderte er auch vom Herzog von Parma zwanzig Gemälde. Dafür sollten die Stadt Parma, die umliegenden Ortschaften und ihre Bewohner verschont bleiben.

Niccolò bekam von den Aufregungen dieser Tage nicht viel mit und nur gelegentlich französische Uniformen zu Gesicht. Das sollte sich jedoch schon bald ändern ...

An einem Sonntagnachmittag – Signora Martello hatte ihm abgesagt – verabredete sich Nico mit Luigi zu einem Spaziergang durch den Parco Ducale.

Im fürstlichen Park gegenüber dem Palast promenierten am Sonntag die Familien. Auch junge Mädchen flanieren eingehakt zu zweit oder führten ihre Hunde aus. Und manchmal ergab sich die Gelegenheit, eines dieser bewundernswerten Geschöpfe auf der Parkbank anzusprechen – vielleicht auch heute?

Nico sah seinen Freund schon von Weitem. Aber er kam nicht allein. Seine Schwester Rosina begleitete ihn. Da es schon recht heiß war, trug sie einen hellen Strohhut. Nico war ein wenig enttäuscht. Nun wurde nichts aus ihrem Plan.

„Ich habe dir jemanden mitgebracht“, begrüßte ihn Luigi.

„Ich sehe schon ...“, gab Nico mit einem Unterton des Bedauerns zurück.

„Es macht gar nichts, dass ich dabei bin“, warf Rosina unbekümmert ein. „Ich werde euch die Frauen schon nicht verscheuchen. Aber ich weiß etwas Besseres: Unsere Köchin hat erzählt, dass an der Parma Franzosen lagern. Wollen wir sie uns anschauen?“

Es konnte sich nur um Soldaten handeln.

Die beiden Freunde warfen sich einen Blick zu. Das war einmal etwas anderes ...

„Klar!“, rief Nico, nun schon wieder zufrieden.

Gemeinsam schwenkten sie auf den Spazierweg am Ufer des Flusses ein. Von dort, wo sich die Grünfläche ein wenig ausdehnte, ertönte Musik.

Als die drei näher kamen, erkannten sie eine Gruppe von acht französischen Grenadieren, die um eine Feuerstelle herum auf dem Boden hockten. An einem Metallgestell hing ein Suppentopf über dem Feuer.

Einer der Soldaten, ein langer Mensch mit einem wüsten Gesicht, spielte auf einer Flöte die *Marseillaise*. Die anderen sangen dazu den Text dieses mitreißenden Revolutionsliedes. Die Jacke des Flötenspielers war zerlumpt, seine Hose ausgebeult. Seine vorn aufklaffenden Schuhe waren mit einer Schnur umwickelt.

Als er geendet hatte, riefen ihm seine Kameraden Lob zu. „Voici le chef! Très bien, mon vieux!“

Daraufhin grinste er breit und ließ eine Reihe schwarzer Zahnlücken sehen.

Auch einige andere Zuschauer standen um die Soldaten herum. Nico betrachtete interessiert die Uniformen. Zwar sah man ihnen die Spuren eines langen Marsches an, im Großen und Ganzen aber gab die Gruppe ein malerisches Bild ab. Drei der Männer hatten ihre Zweispitze abgenommen. Durch die Kokarde waren rote gestielte Bommeln hindurchgesteckt. Im Nacken baumelten dünne Zöpfchen. Das Weiß der Hosen war stark angegraut, die gelben Westen unter den blauen Jacken schienen schon einigermaßen fleckig. An Ärmeln und Kragen hatten sie rote, weiß gepaspelte Aufschläge. Auch die Epauletten waren rot und endeten in Troddeln. Manche der Soldaten hatten ihre weißen Lederbandoliers abgelegt. Alle trugen um den Hals ein rotes Tuch.

Als das Lied zu Ende war, klatschte das Publikum Beifall.

Nun erhob sich ein dicker, kleiner Soldat. Er hielt eine Violine in der Hand. „Voilà Mesdames, Messieurs! Ich spiele Ihnen die *Carmagnole*. Auf den Ruhm Frankreichs!“

Dann begann er auf dem fürchterlichen Instrument dieses Revolu-

tionslied zu kratzen – nein, zu schaben! Nico wollte seinen Ohren nicht trauen, so grässlich verstimmt war die Geige. Und das sollte die *Carmagnole* sein? Sein Lied?

Entschlossen trat er an den Mann heran. „S’il vous plaît, Monsieur“, sprach er ihn auf Französisch an. „Geben Sie mir die Geige! Ich kann es besser.“

Der Grenadier musterte den Jungen skeptisch. Beide waren fast gleich groß.

Da nahm ihm Nico die Geige einfach fort.

„Cosi!“ Luigi grinste. Jetzt sollten die Leute etwas erleben!

Ohne die Violine zu stimmen, begann Nico die *Carmagnole*. Und wie durch Zauberei gelang es ihm, die Töne richtig zu spielen. Ja, er holte aus diesem geradezu „rostigen“ Instrument eine ungeahnt reine Melodie heraus.

Nun sang sogar das Publikum mit. Die kleinen Kinder fassten sich bei den Händen und tanzten im Kreis.

Nachdem er sich eingeübt hatte, wagte Niccolò einige Kunststückchen und brachte seinen schon berühmten Hahnenschrei hervor. Die Leute lachten. Dann ließ er das wilde „Ça ira“ erklingen. Die Soldaten erhoben sich fasziniert und sangen mit: „Ah! Ça ira, ça ira, ça ira, avec les soldats de la République!“

